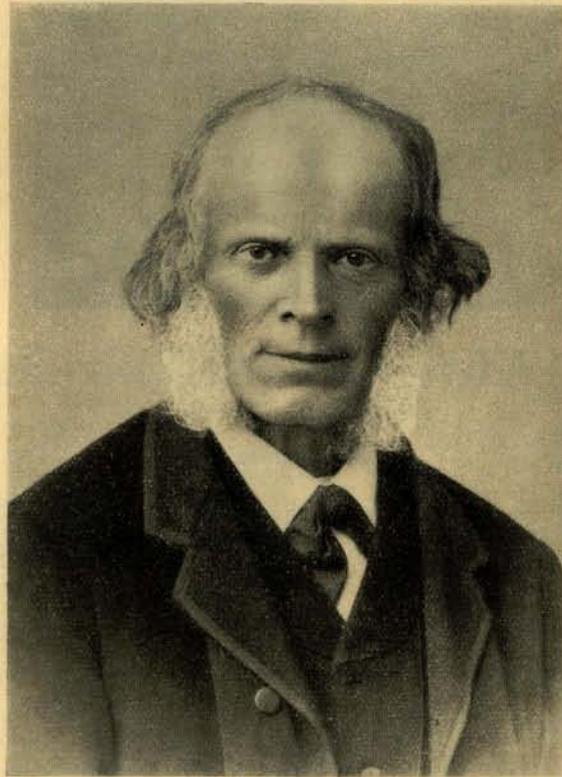


CHRISTIAN WAGNER,
der Dichter und Ethiker.

Von

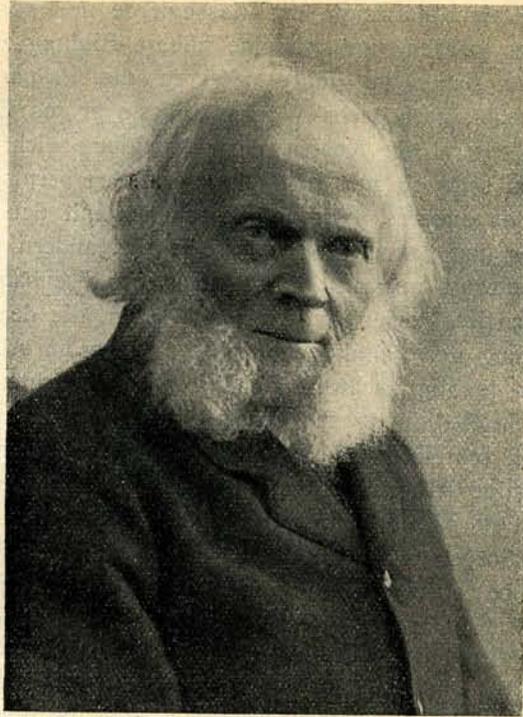
Magnus Schwantje.



Mit 4 Bildern.

Herausgegeben vom
Kantonalen Zürcher Tierschutz-Verein, Zürich 1
Lintheschergasse 8.

Preis 30 Rp. (5 Exemplare Fr. 1.—.)



CHRISTIAN WAGNER,
der Dichter und Ethiker.

Von Magnus Schwantje.

Ein Geschlecht wird kommen, das in Christian Wagner einen Seher verehrt, einen Förderer menschlicher Gesinnung und Gesittung, wie ihrer nicht viele sind, einen Heiligen des Lebens und einen Hohenpriester des Schönen.

Richard Weltrich,

Vorsitzender der Deutschen Schiller-Stiftung,
in seinem Buch über Christian Wagner (1898).

Hier glaubt man sich nach Indien versetzt und die Luft eines Tempels von Benares zu atmen. Will man mit Schopenhauer eine Einheit von Religion und Mythos, Dogma und Legende, man könnte keinen geistvolleren Arbeiter an diesem Zukunftsglauben finden als Christian Wagner.

Ernest Seillière,

Vizepräsident des Institut de France,
in „Revue des deux mondes“, Jahrgang 1901.

CHRISTIAN WAGNER wurde am 5. August 1835 in dem kleinen Dorf Warmbronn bei Leonberg in Württemberg geboren und starb dort am 15. Februar 1918. Er war das einzige Kind eines armen Bauern und

Schreiners. Schon als Kind zeigte er Wissbegierde und poetischen Sinn und wollte gern Lehrer werden, um sich eine höhere Bildung zu erwerben. Der Vater brachte ihn daher im Jahre 1850 in die Präparanden-Anstalt in Esslingen; aber schon nach sechs Wochen musste er ins Elternhaus zurückkehren, weil die Eltern die Kosten der Ausbildung nicht zahlen konnten, und weil er als zu schwach zur Ausübung des Lehrerberufs befunden wurde. So blieb ihm nichts anderes übrig, als zusammen mit den Eltern Feld und Acker zu bestellen und daneben als Tagelöhner bei andern Bauern, als Holzhauer im Gemeindewald und als Erdarbeiter beim Eisenbahnbau zu arbeiten, da die Erträge der kleinen Aecker und Wiesen, die dem Vater gehörten, nicht zur Ernährung der Familie ausreichten. Noch im Alter von mehr als 70 Jahren war er genötigt, schwere Feldarbeit zu verrichten, die, wie er mir im Jahre 1906 schrieb, ihn so sehr anstregten, dass er wochenlang nichts, auch keinen Brief, schreiben konnte. Die starken seelischen Erregungen und die intensive geistige Arbeit des genialen Mannes erschwerten ihm sehr die Arbeit auf dem Feld und im Stall. So lebte er meistens in grosser Armut und in schweren Sorgen, die noch durch seine beständigen Opfer für hilfsbedürftige Tiere vermehrt wurden. — Bis zu seinem 60. Jahre hat er seine schwäbische Heimat nicht verlassen. Später machte er nur fünf kurze Reisen, die weiter gingen als bis Stuttgart.

Der Verkehr mit literaturkundigen Menschen, die ihn zu dichterischem Schaffen und zu ethischem Wirken hätten anregen können, war ihm bis zu der Zeit, in der er als berühmter Dichter von vielen Verehrern besucht wurde, fast gänzlich versagt. Seine zweite Frau, die er als Klara besungen hat, war der einzige Mensch im Dorf, der an seinem geistigen Leben teilnahm. Zum Bücherlesen fand er in den ersten 50 Jahren sehr wenig Zeit. Als er die ersten Gedichtbände herausgab, hatte er nur wenige andere Gedichte gelesen als die von Lenau, Schiller, Uhland, Heine, Geibel und Byron, die er zuerst in einem Lesebuch für Realschulen fand. Professor Richard Weltrich sagte in seinem im Jahre 1898 erschienenen grossen Buch über Christian Wagner, auf Grund von Gesprächen mit dem Dichter, dass dieser „philosophische Werke überhaupt nicht gelesen“ habe. Aber Zeitschriften, Bücher aus Leihbibliotheken, auch manche naturwissenschaftliche Werke usw., hat er sich doch auch schon vor der Veröffentlichung seiner Gedichtbücher zu verschaffen gewusst. Konzerte, Theater und Kunstmuseen konnte er nur sehr selten und nur im Alter besuchen.

Es mutet wie ein Wunder an, dass ein Mensch, der so wenig von dem Leben ausserhalb eines kleinen, entlegenen Dorfes kennen lernte und dem die harte Feldarbeit so wenig Musse zum Studium übrig liess, sich zu einem grossen Künstler und Weisen entwickeln konnte. Nie vorher hat ein Mensch, der sein ganzes Leben in einer der geistigen Entwicklung und der Ausbildung künstlerischer Fähigkeiten so ungünstigen Lage verbringen musste, so hohe Kunstwerke geschaffen und eine solche Menge von tiefen Gedanken ausgesprochen wie Christian Wagner. Einer der Brüder Hart, die jahrzehntlang

zu den einflussreichsten deutschen Literatur-Kritikern gehörten, nannte ihn „das achte Weltwunder“.

Auch sein sittliches Fühlen, besonders sein Mitleid mit den Tieren, wurde nur von sehr wenigen Menschen, die er bis zu seinem 50. Lebensjahr kennen lernte, verstanden. Vielleicht war seine Frau der einzige ihm durch seine sittliche Gesinnung verwandte Mensch, der ihm in jener Zeit begegnete. Viele Bewohner seines Dorfes verspotteten und schalten ihn und nannten ihn einen Heiden, weil er die Tiere nicht als für den Menschen geschaffene Sachen, sondern als Geschwister des Menschen behandelte. Mit Bibelsprüchen wollten sie ihm beweisen, dass sein Verhalten heidnisch sei. Darauf pflegte er schon als junger Mann zu antworten: *„Ich will lieber ein barmherziger Heide sein als ein unbarmherziger Christ!“*

Schon in einer Zeit, als er noch gar nicht wusste, dass schon andere Menschen die Rechte des Tieres verkündeten und die Vergewaltigung des Tieres bekämpften, beschloss Christian Wagner, kein Tier an einen Metzger zu verkaufen und an andere Leute seine Tiere nur unter der Bedingung abzugeben, dass sie sie am Leben liessen und als Zuchttiere oder als Arbeitstiere benutzten. Schon damals gab er allen seinen Tieren im Alter das Gnadenbrot. „Jede schmerzlich empfundene Ausnutzung der Tiere“ unterliess er. Auch dem Menschen schadende Tiere, zum Beispiel Mäuse und Maikäfer, tötete er nicht. Viele obdachlose, gequälte und kranke Tiere fanden bei ihm eine Zufluchtstätte. Manche Tiere kaufte er vom Schlachtod los und nahm sie in sein Haus. So handelte er gemäss seinen Mahnungen:

Werden Tiere dir am Weg begegnen,
Heb' die Hände auf, um sie zu segnen.
Findest du am Weg ein hilflos Wesen,
Nimm's in Pflege, bis es ist genesen.
Speise sollst du immer bei dir haben,
Schmachtende und Hungernde zu laben.
Keine Mühe sollst du jemals scheuen,
Vögel, die gefangen, zu befreien;
Keine Kosten, auf den Markt zu wandeln,
Junge zu den Müttern rückzuhandeln.

Ein schönerer Tierschutzspruch als die erste dieser fünf Mahnungen ist nie gedichtet worden. Wenn dieser Spruch in einem Werke von Goethe oder von Schiller oder von einem andern Klassiker aus dem 18. Jahrhundert stände, so wäre er zu der Zeit, als die Tierschutzbewegung in Deutschland entstand, also im zweiten Drittel des 19. Jahrhunderts, so bekannt gewesen wie etwa der Vers: „Raum für alle hat die Erde ...“, oder „Wer nie sein Brot mit Tränen ass ...“, oder irgend ein anderes Dichterwort, das fast jeder erwachsene Mensch im Gebiet der deutschen Sprache oft gehört und gelesen hat. Und dann hätte dieses eine Wort die Achtung vor dem Tierleben in allen Volkskreisen so sehr erhöht, dass die ersten Tierschutz-Vereine viel weniger Spott erregt und viel mehr Verständnis und Unterstützung gefunden

hätten. — Die Tierliebe eines Weisen, den das Wunder des Lebens mit solcher religiöser Andacht und Ehrfurcht erfüllt, dass er beim Anblick von Tieren die Hände zum Segnen aufhebt, wird allerdings in unserer Zeit sogar von vielen Freunden des Tierschutzes anfangs als etwas Seltsames und Fremdes empfunden werden. Aber gewiss wird auch in manchen Menschen, die bisher die einzige Aufgabe des Tierschutzes darin erblickten, rohe und grausame Handlungen gegen Tiere zu verhüten, beim Lesen dieser Verse und mancher anderer Gedichte von Christian Wagner die Ahnung aufgehen, dass der Tierschutz nicht nur die Aufgabe hat, rohe Menschen von schändlichen Handlungen zurückzuhalten, sondern die Aufgabe, die sittliche und religiöse Entwicklung der ganzen Menschheit heilsam zu beeinflussen, indem er den Sinn für die Heiligkeit alles Lebens weckt. — Nicht nur gegen die Misshandlung von Tieren kämpft unser Dichter, sondern in eindringlichen Worten und oftmals mit neuer, eigenartiger Begründung ermahnt er die Menschen, die Tiere als ihre Geschwister zu betrachten und auch ihr starkes Bedürfnis nach Liebe und Freundschaft zu stillen. Nicht nur das Recht der Tiere, von Quälerei verschont zu werden, sondern „das Recht aller Wesen auf Leben und Freude“ verkündet er in Predigten und Gedichten, — auch schon in seinem ersten Gedichtbuch, dem im Jahre 1885 erschienenen Band „Märchenerzähler, Brahmine und Seher“ (später als 1. Band der „Sonntagsgänge“ bezeichnet).

Es kennzeichnet die Gesinnung des Dichters, dass er sich nicht mit der Bekämpfung von Grausamkeit und anderer Ungerechtigkeit begnügte, dass er Menschen und Tiere nicht nur vor absichtlicher Leidberei- tung schützen, sondern auch die Menge der positiven Freuden in der Welt vermehren wollte. Er, der sich selber so viel Leid auferlegte, um andern Wesen zu helfen, wandte sich mit scharfen Worten gegen die weit verbreitete Lehre, dass das Leid an sich etwas Gutes sei, weil es den Menschen bessere, auch wenn es unfreiwillig ertragen werde. In seinem Büchlein „Neuer Glaube“ sagt er:

„Ein unsagbarer Blödsinn ist es, der Trübsal *nur* eine bessernde Wirkung auf das Gemüt beimessen zu wollen. Vielleicht ist solches bei wenigen rohen Menschen der Fall. Ich aber habe die feste Ueberzeugung, dass der Mensch *durch Freude gebessert wird*. Ob alle, wage ich nicht zu behaupten, glaube jedoch, dass dieses bei den meisten der Fall sein wird. — Wo singt der Vogel? In freier Luft oder im Kellergewölbe? Wo entfaltet sich die Blume? Im Sonnenschein oder im Schatten? Mögen vielleicht die Kinder der Tropen, das heisst: die Reichen und Vornehmen, zu viel Sonnenschein haben, — ich bin desselben noch gar nicht satt geworden. Ich hungere nach ihm — täglich, stündlich. In diesem Nebeltale kann ich an weiteren Sonnen-Ueberschattungen absolut nichts Tröstliches finden. ...Qual schafft wieder Qual. Mithin muss Freude auch wieder Freude schaffen.“

Aber in mehreren Gedichten und Predigten ermahnt er die Menschen, nur solche Freuden zu geniessen, durch die sie nicht andern Wesen Freude wegnehmen und durch die sie ihnen nicht Leid bereiten; und er weist sie auf Freudenquellen hin, aus denen auch der Aermste schöpfen kann: auf

den Genuss der Schönheit in der Natur und auf die Linderung der Leiden und die Vermehrung der Freuden in der Welt.

Den mit den soeben angeführten Worten: „Qual schafft wieder Qual“ und „Freude schafft wieder Freude“ ausgesprochenen Gedanken hat Christian Wagner an vielen Beispielen erläutert. Lange bevor er die indische Karmalehre kannte, kam er zu der Anschauung, dass die Qual und die Freude, die der Mensch andern Wesen bereitet, auf ihn selber zurückfließen können. So glaubte er, dass das ungeheure Leid, das der Mensch durch das Fleischessen den Tieren bereitet, auch ihm selber furchtbares Unheil mannigfacher Art bringe, und dass umgekehrt der sich blutlos ernährende und das Leben schützende Mensch von den göttlichen Mächten mit grösserer Gesundheit und Seuchenfestigkeit belohnt werde. In den schädlichen Bazillen und Insekten erblickte er Wesen, die erst durch die Qual ermordeter Tiere entstehen und als deren Rachegeister dem Menschen qualvolle und tödliche Krankheiten bringen. Im 1. Band der „Sonntagsgänge“ und im „Neuen Glauben“ spricht er diese Gedanken mit den folgenden Worten aus:

„Reize die Mächte nicht, die du nicht kennst! Und so du nicht barmherzig sein kannst aus Liebe, so sei es deines Vorteils wegen! Ja, deines Vorteils wegen! Liebe und Erbarmung ist die einzige Münze, mit der du den Tribut deines Lebens bezahlen kannst. . . . Grausame Menschen sind abergläubisch, das heisst: sie haben Dämonenfurcht, aber auch alle Ursache dazu, denn sie haben wirklich zu fürchten. Mit jeder Leiblichkeit, die sie schonungslos vernichtet, haben sie einen Unhold mehr losgebunden, der ihnen Schritt für Schritt in tausendfacher, täglich veränderter Gestalt auf der Ferse folgt und dessen Krallen sie schliesslich unrettbar verfallen. Nicht unsere heutige Kultur, die meist nur ein schimmernder Lack über der inneren Roheit der Seele ist, kann diese Dämonenfurcht beseitigen, sondern allein *die* Kultur, die in dem Grundsatz gipfelt, nie und nirgends Qual zu schaffen. Denn ohne Qual gibt es keinen Unhold.

Flieh, Mörder, flieh! Flieh fort nach ferner Flur,
Ein Unhold immer bleibt auf deiner Spur!
Flieh, Mörder, flieh! Flieh fernhin über's Meer,
Ein Unhold immer setzt dir hinterher!

O wähne nicht, das Blut, das einst hier floss,
In Strömen aus der Wunde sich ergoss,
Sei im Gesteine spurlos längst zerronnen!
Das Leben, das den Adern hier entströmt,
Hat andern Formen nur sich anbequemt,
Mit andern Leibe neu sich übersponnen.

Ja, furchtbar sind die Rächer und die Scharen,
Die täglich diesem Höllenschlund entfahren
Du fühlst den Zahn und siehst nicht den Rachen,
Vom Schweif umringelt siehst du nicht den Drachen,
Und nimmermehr, ob zehnfach auch beugt,
Die Zwergvampire, die dich angesaugt.
Sie werden nähren sich, behaglich äsen
An deinem Fleisch, die kleinen Lebewesen. *)

*) Die Bazillen. (Anmerkung von Christian Wagner.)

Du kannst nicht schauen sie, du kannst nur fühlen
Die Tausendmäul'gen dir im Leibe wühlen;
Du kannst nicht schauen sie, nur will dich schmerzen
Der Tausendzäh'n'gen Nagen an dem Herzen;
Du kannst nicht schauen sie, du kannst nur spüren
Die Tausendhänd'gen deine Kehle schnüren.
Von Krallen und von Schnäbeln angehackt,
Siehst du die Geier nicht, die dich gepackt. —
Sieh, Mörder, sieh, das ist die Rächerschar,
Der du verfallen bist mit Haut und Haar!“

Der jetzt von den Anhängern mehrerer religiöser Bewegungen verbreitete Glaube, dass nach einem Naturgesetz die guten Wirkungen aller guten Taten und die üblen aller bösen auf den Täter zurückfallen, wird, wie auch Christian Wagner wusste, durch unbestreitbare Tatsachen widerlegt. Wer aber die Erscheinungen der Fern-Suggestion, der Gedanken-Uebertragung und der Telepathie vorurteilsfrei und gründlich untersucht hat, kann nicht von vornherein die Ansicht als unsinnig zurückweisen, dass die guten Wünsche oder die Rachegefühle, die der Mensch in den Wesen erregt, denen er Gutes oder Böses erweist, auf sein Schicksal einwirken können.

Neben solchen scharfen Anklagen und Zornesausbrüchen wie den in dem vorstehenden Gedicht enthaltenen stehen in Christian Wagner's Werken Gedichte, in denen er das Leben im Frieden mit der Natur in solcher Schönheit schildert, wie es nur sehr selten einem andern Dichter gelungen ist. Diese Tierschutz-Gedichte gehören zu seinen schönsten Schöpfungen. Sie sind jedoch nicht so bekannt und werden von vielen seiner Verehrer nicht so geschätzt wie seine Blumenmärchen und seine Blumenlieder. Auch einige Literatur-Kritiker bezeichnen seine Blumengedichte als seine bedeutendsten Werke. Freilich haben einige dieser Gedichte einen ebenso hohen ästhetischen Wert wie die, in denen er seine Tierliebe ausdrückt und vor der Vergewaltigung der Tiere warnt. Und da in unserer Zeit die Menschen, die die Schönheit der Blumen genießen können, viel zahlreicher sind als die, welche die Seele der Tiere verstehen und sich in die Leiden und Freuden der Tiere versetzen können, so ist es nicht verwunderlich, dass die meisten Leser der Werke Christian Wagner's von seinen Blumenmärchen, Blumenmythen und Blumenliedern einen stärkeren Eindruck empfangen als von seinen Tierschutz-Gedichten. Auch sind seine Blumen-Gedichte viel zahlreicher als seine Tierschutz-Gedichte. Aber dass diese so viel weniger beachtet und gelobt werden als seine Blumen-Gedichte, das ist nicht dadurch zu erklären, dass in den meisten Menschen heute das Verständnis für die Tierseele noch nicht genügend geweckt worden ist, sondern nur dadurch, dass die meisten Menschen aus Egoismus die Kunstwerke, die ihnen nur einen ästhetischen Genuss bieten, höher schätzen als solche, die sie auch auf die Leiden der Opfer menschlicher Schlechtigkeit hinweisen, ihnen ihre Sünden vorhalten und sie an unangenehme Pflichten erinnern. Es ist daher ja auch die unsinnige Ansicht weit verbreitet, dass eine ethische „Tendenz“ den ästhetischen Wert eines Kunstwerks vermindere.

Um an einem Beispiel zu zeigen, wie Christian Wagner die Stellung des weisen und gütigen Menschen zur Pflanzenwelt und zur Tierwelt darstellt, sei das folgende Gedicht angeführt:

Der Brahmine.

Wann der Brahmine wandelt durch's Gefild,
So grüssen ihn so freundlich und so mild,
In innigem Verständnis, nah und ferne
Zahlloser Blumen fromme Augensterne . . .
Es grüssen ihn halb schüchtern und halb traut
Die Blumenglocken mit verwandtem Laut,
Die abertausend Blütenfalter alle,
Wenn sie ihn sehen wandeln durch die Halle.
Das Halmgesinde, das am Boden spriesst,
Sich ehrfurchtsvoll vor ihm verbeugt und grüsst.
Die Tauben, die am Zweige festgebannt,
Die Fittige zum Fluge ausgespannt,
— Die rosig weissen Blütenvögel eben —
Sie möchten auf sein Haupt herniederschweben.
Die Blumenkelche, grüssen sie ihn nicht
Mit mädchenhaftem, schüchternem Gesicht?
Sie möchten wohl zum Liebsten ihn gewinnen?
Doch ihn durchzieht ein wundersam Besinnen.

Ihm ist's, als hätt' in längst entschwundner Zeit,
Rückwärts, von jeder Rückerinnerung weit,
In Tausende Atome noch zersplittert,
Sein Tausendstel als Blumenblatt gezittert;
Sein Tausendstel getragen ehemdem
Auch solches prächt'ges Sternendiadem,
Den Schmeichellüften wonniglich gelauscht
Und fromme Huldigungen eingetauscht.

* * *

Wann der Brahmine wandelt durch die Flur,
So freut sich drüber jede Kreatur,
Und alle Wesen, alte wie die jungen,
Sie bringen dar ihm ihre Huldigungen:
Es hüpf't um ihn die liebliche Gazelle,
Mit ihren Mädchenaugen klar und helle;
Die Rinderherden an des Hügels Seiten,
Sie kommen eilends, um ihn zu begleiten;
Es ringelt sich die gift'ge Schlange lose
Zu seinem Hals empor, dass sie ihn kose;
Es kommen schnurrend, ihm die Hand zu lecken,
Die grossen Katzen mit den Panterflecken;
Der mütterliche Vogel in den Zweigen,
Er lockt und ruft, die Jungen ihm zu zeigen.
So, wo er wandelt und wohin er tritt,
Bringt er den Frieden und den Segen mit.

Im zweiten Teil dieses Gedichtes hat der Dichter sich selbst dargestellt. Ich selber habe, als ich mit Christian Wagner durch das Dorf ging, gesehen, wie alle Haustiere in der Nähe eilig und viele mit lebhaften Aeusserungen der Freude auf ihn zuliefen, so dass er bald von vielen Dutzenden von Tieren, vielleicht sogar von etwa hundert, umringt war,

trotzdem er sie nicht durch Rufe und Gebärden an sich lockte und ihnen keine Nahrung gab. Einige Hühner flogen auf seine Schultern. Erstaunlich ist es auch, dass die Tiere auch vor fremden Menschen in seiner Gesellschaft keine Furcht zeigten. Ich habe, während Meister Christian neben mir stand, viele Hühner und Enten, die ihm nicht gehörten, auf den Arm genommen, und kein einziges dieser Tiere machte die geringste Abwehrbewegung. Die Hennen ängstigten sich nicht, wenn ich die Küken in die Hand nahm. Die Angehörigen Christian Wagner's sagten mir, dass, wenn ihr Vater nicht in der Nähe sei, diese Tiere der andern Dorfbewohner ebenso furchtsam seien wie die meisten Angehörigen ihrer Gattung. — In vielen Legenden wird erzählt, dass die Güte heiliger Menschen auch von den Tieren erkannt wurde, dass diese alle Furcht vor ihnen verloren, mit ihnen in Freundschaft lebten und bei ihnen Schutz und Hilfe suchten. Als ich Christian Wagner zum ersten Mal besuchte, hatte ich schon in vielen Aufsätzen und Vorträgen auf Grund meiner eigenen Beobachtungen gesagt, dass viele Tiere tatsächlich in viel höherem Masse als die meisten Menschen diese rätselhafte Fähigkeit besitzen, auf den ersten Blick zu erkennen, ob ein Mensch sie liebt oder nicht, und dass viele einem ihnen freundlich gesinnten Menschen ihre Liebe schon bekunden, bevor dieser ihnen seine Zuneigung zeigen konnte. Diese Tatsache ist schwer erklärlich, aber unbestreitbar. Als aber der edle Mann von so vielen Tieren umringt wurde und viele ihn mit so stürmischer Freude begrüßten, da erblickte ich doch etwas, was ich vorher nicht für möglich gehalten hätte, und mir war zumute, als ob ich in ein Märchenland versetzt wäre.

Einmal, als ich in der Stube des Meisters sass, hörte ich, wie ans Fenster geklopft wurde. Ein Huhn stand auf der Fensterbank und verlangte durch das Klopfen Einlass. Eine Tochter des Dichters öffnete das Fenster, und das Huhn flog dem Dichter auf die Schulter und stiess mit dem Kopf gegen seine Wange, wie es die Katzen zu tun pflegen. Nachdem er es gestreichelt und ihm einige freundliche Worte gesagt hatte, setzte das Huhn sich auf die Lehne des Stuhles, auf dem Christian Wagner sass, blieb dort etwa eine Viertelstunde lang sitzen, ging dann zum Fenster und gab durch Töne zu erkennen, dass es wieder hinausfliegen wolle. Wieder war mir zumute, als ob ich in ein Märchenland versetzt wäre; und als der sonderbare Gast uns verlassen hatte, äusserte ich meine lebhaftere Verwunderung über das Gesehene. Der Dichter, der auch so aussah, als ob er soeben aus dem tiefsten Märchenwalde in die wirkliche Welt getreten wäre, sagte lachend: „Ja, das Huhn ist meine Freundin und hat mir nur mal guten Tag sagen wollen.“ Seine Tochter erzählte mir dann, dass sehr oft, wenn ihr Vater nicht aus dem Hause gehe, einige Tiere der Nachbarn Einlass begehrt, um ihm guten Tag zu sagen; und dass das Huhn, das uns soeben besucht habe, fast täglich zu einer bestimmten Stunde zu ihnen komme. Nahrung erhielten diese Gäste nicht; sie kamen nur aus Zuneigung zu dem gütigen Menschen in seine Wohnung.

Im Jahre 1876 hörte Christian Wagner, wie ein Gastwirt in Warmbronn erzählte, dass er drei junge Gänse zu hohem Preise an eine Gänseleber-Fabrik verkaufen könne. Christian Wagner erzählte ihm sogleich, mit welcher furchtbaren Grausamkeit die Tierchen in der Mastanstalt künstlich krank und fett gemacht und getötet werden würden, wenn er sie an eine Gänseleber-Fabrik verkaufte, und glaubte dadurch den Gastwirt dazu bewegen zu können, die Gänse zu behalten oder wenigstens nicht an eine Gänseleber-Fabrik zu verkaufen. Der Mann antwortete ihm aber: dazu habe Gott dem Menschen die Gänse gegeben, damit er sie mäste und schlachte. Vergebens bemühte sich der Dichter, das Herz des Mannes zu rühren. Er wies auf die Gänse hin, die da draussen umherliefen und rief: „Da schau sie doch nur an: wie schön, wie schön die Tierle sind! Schau doch nur, schau doch nur! Und diese schönen, diese guten, diese lieben Tierle willst Du um schnöden Sündenlohn langsam zu Tode quälen lassen?“ Es ist mir unvergesslich, mit welcher Lebhaftigkeit der edle Dichter noch nach 35 Jahren, als er mir die Geschichte dieser Gänse erzählte, sein Erstaunen darüber ausdrückte, dass der Dorfwirt es anscheinend gar nicht habe verstehen können, dass eine junge Gans etwas entzückend Schönes sein kann; und ebenso unverständlich schien es dem Dichter zu sein, dass ein Mensch, der ein Tier schön findet, nicht auch Liebe und Mitleid mit ihm fühlt. Als alle seine Hinweise auf die Lieblichkeit der drei Tierchen und alle seine moralischen Vorhaltungen nur mit Spott beantwortet wurden, fragte er den Gänsebesitzer, welchen „Sündenlohn“ ihm der Viehhändler geboten habe, der ihm im Auftrage der Gänseleber-Fabrik die Tiere abkaufen wollte. Der Gastwirt nannte eine hohe Summe. Sofort ging der arme Bauer nach Hause, scharfte fast seinen ganzen Besitz an barem Gelde zusammen, gab es dem Gastwirt und brachte die drei Gänse in sein Haus. Diese Tiere gehörten bald zu den Lieblingstieren des Dichters. Das wird niemanden verwundern, der die Gänse kennt. Es ist in den letzten Jahrzehnten von mehreren Tierkennern gesagt worden, dass der in Deutschland viel gebrauchte Ausdruck „dumme Gans“ falsch ist, da die Gänse, ebenso wie die ihnen verwandten Enten, sehr klug sind, obwohl sie, wie viele dumme Menschen, viel schnattern. Sie sind auch fähig, Freundschaft mit andern Tieren und mit Menschen zu schliessen, sind traurig, wenn sie von ihnen getrennt werden, und pflegen befreundeten Tieren in der Not zu helfen. Auch diese drei Gänse erwiderten in rührender Weise die Liebe ihres menschlichen Freundes und machten ihm jahrzehntelang viel Freude. Wenn er auf das Feld ging, so trabten die Drei vor ihm her. Wenn er das Dorf verliess, so begleiteten sie ihn bis zu einem bestimmten Platz ausserhalb des Dorfes; und am Abend gingen sie wieder zu diesem Platz, um seine Rückkehr zu erwarten. Wenn sie ihn wiedersahen, erfolgte eine laute Begrüssung, und dann zogen sie fröhlich mit ihm heim. In einem Brief, in welchem er mir von seinen Tieren erzählte, schrieb er: „Laut schnatternd und mit den Flügeln schlagend laufen sie vor mir her in der Dorfstrasse, wie die Herolde vor einem König im Mittelalter, als wollten

sie sagen: Macht Platz, macht Platz, unser Herr kommt!“ Im Jahre 1911, also 35 Jahre, nachdem er sie in sein Haus aufgenommen hatte, sah ich noch die drei Tiere; im Jahre 1913 sagte Meister Christian mir aber, dass eines an einer Krankheit gestorben sei. (Die zwei überlebenden Gänse sieht der Leser auf dem hier eingefügten Bilde.)



In solcher Freundschaft lebte der edle Dichter mit vielen Tieren. Besonders liebte er die schönen, stolzen und doch so zärtlichen Katzen. Er behauptete, dass seine vielen Katzen es immer wüssten, wenn er krank sei, und dass sie dann selten das Haus verliessen; dass immer, wenn er an Brustschmerzen leide, mehrere Katzen unaufgefordert sich auf die schmerzende Stelle legten, um ihn durch Wärme und Magnetismus zu heilen, während andere ihren Kopf auf seine Schulter legten, um ihm „ihre schönsten Märchen ins Ohr zu schnurren“.

Christian Wagner wusste, dass er deshalb auf die Tiere eine so starke, wundersame Anziehungskraft ausübte, weil sie mit einem Sinn, der bei fast allen Menschen sehr verkümmert ist, seine Liebe erkannten und sie wiederfühlten. Er war daher stolz auf die Liebe der Tiere zu ihm und drückte diesen Stolz in dem folgenden lieblichen Gedicht aus:

Wann Gans und Hühner mir entgegenkommen,
Zähl' ich mich schon zu den wahrhaftig Frommen;
Wann Rind und Kuh mir fromm die Hand belecken,
Will mein Bewusstsein sich noch höher strecken;
Wann Katz und Hund ihr Köpfchen an mir reiben,
Das macht mich stolzer als ein Kaiserschreiben.

Wir dürfen annehmen, dass nicht nur ein „Kaiserschreiben“ — eine Ehrung durch einen Gewalthaber —, sondern auch eine geistreiche Ab-

handlung über ihn, die zwar den hohen künstlerischen Wert seiner Dichtungen und seinen Reichtum an tiefen neuen Gedanken anerkannte, aber seine dichterischen Ausdrücke des Mitgefühls mit allen Lebenden nicht der Beachtung würdigte oder verständnislos beurteilte, ihn weniger stolz machte als die Liebe, die ihm die Tiere bekundeten.

* * *

Dieser zartfühlende Dichter, der die Freuden und Leiden aller lebenden Wesen so innig mitfühlte, und dem schon das Abreißen einer Blume wehe tat, war aber kein Schwächling und suchte die Rohlinge nicht mit sanften Ermahnungen, sondern mit Worten und Taten eines heiligen Zornes von ihren quälerischen Handlungen zurückzuhalten. Er war kein Mensch, dem der Kampf an sich Freude machte; aber wenn er Grausamkeit und Ungerechtigkeit sah, so fühlte er einen starken Trieb, für das Recht zu kämpfen und verwerfliche Taten auch mit Gewalt zu verhindern, wenn sie durch andere Mittel nicht verhindert werden konnten. Er war ein heldenmütiger, stolzer Mensch, wie aus manchen seiner Dichtungen und aus manchen seiner Handlungen zu erkennen ist. Aber sein Heldentum äusserte sich in dem Schutz der Schwachen, in der liebevollen Pflege der von der Natur und dem Schicksal missgünstig bedachten Wesen und in dem Mut, seiner Ueberzeugung auch in einer feindlichen Umgebung treu zu bleiben und sich von der Masse des Volkes abzusondern. Ein solches Heldentum der Güte den Menschen vorzuhalten ist in einer Zeit gewaltsamer sozialer und politischer Umwälzungen besonders notwendig.

Sein Friedensheldentum zeigte sich auch darin, dass er während des ganzen Weltkrieges es wagte, seinen Abscheu vor dem Kriege offen auszusprechen. Wenige Menschen haben durch die Greuel des Krieges so furchtbar seelisch gelitten wie er. Wahrscheinlich wäre er noch viel älter geworden, wenn nicht dieses Leid seine Lebenskraft geschwächt hätte. Ich habe ihn während des Krieges nicht gesehen; aber Angehörige von ihm haben mir berichtet, dass er oft lange in fassungslosem Schmerz vor sich hinstarrte; und ich habe von dem geliebten Freunde Briefe erhalten, in denen er diesen Schmerz in ergreifenden Worten ausdrückte. Im Jahre 1915 schrieb er mir: „Ich beklage, dass es in Deutschland keine Wälder mehr gibt, wie im Mittelalter, zur Zeit der Eremiten, in die hinein ich mich verkriechen könnte, um dort nur noch mit frommen Tieren zu leben“.

Kein anderer Dichter hat so oft die Sehnsucht der Natur nach Frieden und Harmonie, nach Erlösung von der Not und Qual, der jedes Leben auf Erden unterworfen ist, ausgedrückt wie Christian Wagner. Er glaubte, diese Sehnsucht, von der auch die Bibel spricht, deren Ausdruck Schelling „auf dem Antlitz der ganzen Natur, auf dem Angesicht der Tiere“ fand, und die auch aus einigen Werken Richard Wagner's klingt, werde in späteren Weltaltern gestillt werden. Er träumte von Seligkeiten in späteren

Leben, die alle menschlichen Vorstellungen übersteigen. In einer seiner Visionen ruft er seiner Klara zu:

Dieses Uebermass von Lebenswonnen
Hättest du, der armen Erde Kind,
Arm an Sinnen, fühllos, taub und blind,
Nicht in Träumen Himmeln angesonnen.

Er schilderte das nächtliche Schauen des Zukunftsreiches in dem folgenden Gedicht:

Die Tage der Vollendung.

Wann kommt der Freiheit Tag, das Morgenrot
Der bessern Zeiten, wo der Herrscher Tritte
Verklungen sind, wo kein Tyrann mehr droht,
Noch Schweiss erpresst dem Armen in der Hütte?

Wann kommt der Freiheit Tag, wo kein Tyrann
In Fesseln legt der Denker kühnen Meister?
Wann kommt die Zeit, wann bricht einmal der Bann,
Der wie ein Alb darniederhält die Geister?

* * *

Wann kommt der Friede, wo kein Schmerzensruf
Des Blutenden mehr ächzt vom Schlachtgefilde,
Noch Sterbende mehr stampft der Rosse Huf,
Noch Speere rasseln auf die Eisenschilder?

Wann kommt die Zeit, wo Feuerrohr und Schwert
Verschwinden werden aus der Menschheit Diensten?
Wo jedes Kriegssross wird zum Ackerpferd?
Gross jeder Geist nur in des Friedens Künsten?

* * *

Es sank die Nacht herab, ich lag und schlief,
Als eine Stimme sprach, so ernst und milde:
„Steh' auf und komm'!“ — Ich folgt' ihm, der mich rief
Hinaus ins Feld, hinaus ins Saatgefilde.

Aus tausend Stimmen klang es nach, es war,
Als ob die Erde freudig drüber bebe, —
Ein ferner Harfenklang, als ob die Schar
Der Weihnachtsboten nochmals niederschwebe:

„Ich will es, dass dies Sehnen werd' gestillt,
Dies Sehnen der Natur. Du sollst es sehen,
Wie sich das grosse Weltenjahr erfüllt,
Und was zur Zeit der Reife soll geschehen.“

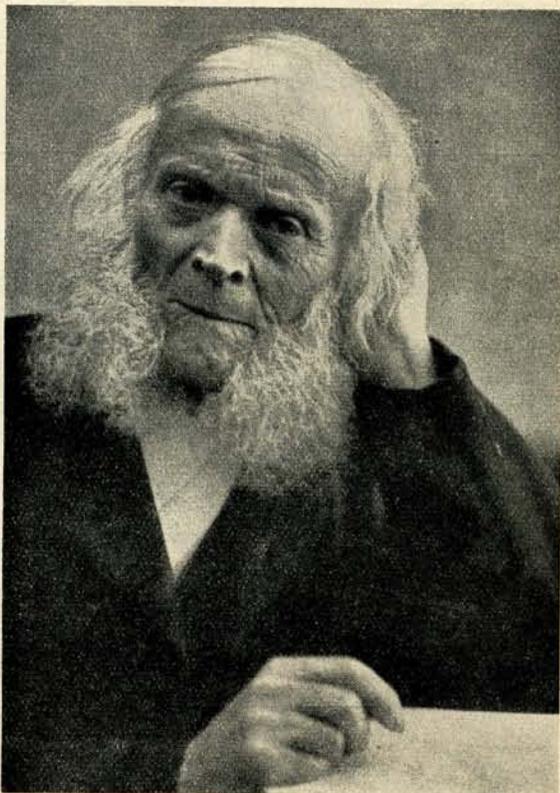
Dieses Reich der Liebe, des Friedens und der Freiheit, dieses „Reich Gottes“, kommt aber nicht ohne Zutun der Menschen; sondern die Menschen müssen es herbeisehnen und durch Liebestaten helfen, es aufzubauen. So ermahnt Meister Christian jeden Menschen, als ein Wegbereiter des Zukunftsreiches, als ein Johannes des kommenden Weltenheilands zu wirken, der auch die Tierwelt erlösen werde. In seinem Büchlein „Neuer Glaube“ sagt er:

„Auch die Tierwelt wartet auf ihren Heiland, ja, selbst die Pflanzenwelt und die ganze Natur. Sehnsuchtsvoll und zitternd harren sie schon seit Jahrtausenden auf ihren Erlöser. Auf einen Heiland, der

ihre natürlichen Rechte voll anerkennt und zu voller allgemeiner Anerkennung zu bringen vermag. Aber wann wird der kommen? Und welcher Wegbereiter wird sein Johannes sein? Frage nicht! Ich und du, und der und jener, und jeder volle Mensch ist hierzu berufen; und wer dieser hohen, heiligen Berufung nicht folgt, hat dafür Verantwortung und Sünde.“

Auch wer es bezweifelt, oder wer es sogar für unmöglich hält, dass jemals in dieser Welt ein solches Friedensreich erstehen werde, muss doch einsehen, dass wir uns diesem Ideal nähern können, und dass fast jeder Mensch eine grosse Menge von Qual und Unrecht aus der Welt schaffen und auch daran mitarbeiten kann, die ganze Gesittung der Menschheit zu veredeln. Eines der wirksamsten Mittel, das Leid in der Welt — besonders das nicht vom Leidenden selber verschuldete —, zu verringern und zugleich die Menschenseele zu veredeln, ist der Tierschutz. Innigen Dank schuldet jeder Kämpfer für den sittlichen Fortschritt den Menschen, deren mühevollen Vorarbeit es ihm ermöglicht hat, an dieser heiligen Aufgabe mitzuarbeiten. Einer der grössten und edelsten dieser Vorkämpfer war aber

CHRISTIAN WAGNER.



Es ist mir nicht möglich, in diesem kurzen Aufsatz über alle mystischen Anschauungen und alle ethischen Lehren Christian Wagner's kritisch zu berichten und den ästhetischen und philosophischen Wert seiner Dichtungen zu untersuchen. Ich hoffe aber, dass diese Schrift viele Leser anregen wird, ihm nachzufolgen in dem Kampf gegen alle Ungerechtigkeit und Roheit und gegen alles Hässliche.

* * *

Bibliographische Anmerkung.

Leider sind die von dem Dichter selber herausgegebenen Bücher jetzt alle vergriffen. Aber viele grosse Bibliotheken besitzen sie. Auch eine sehr gute Auswahl seiner Dichtungen, die Professor *Otto Güntter* herausgab (Verlag von Strecker & Schröder, Stuttgart), ist nur noch in Bibliotheken erhältlich. Eine Auswahl lyrischer Gedichte Christian Wagner's, die der Dichter *Hermann Hesse* zusammenstellte und mit einer Einleitung versah (Georg Müllers Verlag, München), enthält viele der schönsten Verse unseres Dichters, lässt aber nicht die Vielseitigkeit seiner Begabung erkennen. Im Jahre 1927 gab Professor *Wilhelm Rutz* eine Sammlung von Werken Christian Wagner's heraus (Verlag von Bonz & Co., Stuttgart; 2 Bände, Preis je 5 Mark). Der Herausgeber hat die Werke mit grossem Fleiss bearbeitet, und seine in der Einleitung enthaltene Darstellung des menschlichen Charakters und der Weltanschauung des Dichters zeugt von viel Liebe und Verständnis. Leider hat er aber an den Dichtungen *viel zu viel geändert*. — Das grosse Werk „Christian Wagner, eine ästhetisch-kritische und sozial-ethische Studie“ von Professor *Richard Weltrich*, das auch viele Auszüge aus den Werken des Dichters enthält (Verlag von Strecker & Schröder, Stuttgart), ist noch erhältlich (herabgesetzter Preis des 497 Seiten umfassenden Werkes 4 Mark). Das Studium dieses Buches empfehle ich allen Verehrern Christian Wagner's und allen Tierschützern.

Alle Leser dieser Abhandlung,

die sich berufen fühlen, gemäss den Mahnungen CHRISTIAN WAGNER's die furchtbaren Leiden unschuldiger Tiere zu lindern, das Verständnis für das Tierleben zu wecken und die Rechte der Tiere zu allgemeiner Anerkennung zu bringen, bitten wir, **unserm Verein beizutreten** und uns auch durch Werbearbeit zu unterstützen.

Zur Verbesserung der Lage der Tiere sind viele Arbeiten erforderlich, die nicht von einzelnen Tierfreunden, sondern nur von grossen Vereinen vollbracht werden können.

Mitglieds-Beitrag jährlich Fr. 2.—.

Kantonaler Zürcher Tierschutzverein.

Gegründet 1856.

Zürich 1, Lintheschergasse 8. Telephon 33.821. Postcheck VIII 2311.